

Was mir zu denken gibt

Jean Leyder, Gründer der EwB
2025

Meister Eckhart - Garant einer Religion für freie Geister

***Ein rehter mensche der enbedarf gotes niht.
Daz ich hân, des enbedarf ich niht.***

***Ein gerechter Mensch bedarf Gottes nicht.
Was ich habe, dessen bedarf ich nicht.***

(Pr 62, Meister Eckhart Werke Bd.I, Deutscher Klassiker
Verlag, Frankfurt/M. 1993, S.658/659, abgekürzt MEW)

Zwei kurze Sätze aus einer Eckhart-Predigt.

Als ich sie zum ersten Mal las, war ich perplex und glaubte, etwas falsch verstanden oder übersehen zu haben.

Aber nein, genau so stand es im Predigttext, kurz und bündig.

Ich frage mich, was Eckharts Zuhörer damals sich wohl dabei gedacht haben.

Haben sie wirklich verstanden, was der Meister sagen wollte?

Mit allen Konsequenzen für ihren traditionsgebundenen Glauben?

Ich werde auf dieses überraschende Statement näher eingehen.

Zunächst aber gilt es zu bedenken:

Die traditionellen religiösen Inhalte und Sozialformen - jedenfalls die christlichen - scheinen in unserer Zeit zu verlieren an

individueller Plausibilität,
kultureller Bedeutung,
gesellschaftlicher Akzeptanz.

Es stellt sich die Frage, ob und gegebenenfalls wie das Religiöse in der modernen Gesellschaft über ihre organisierte Form hinaus und möglicherweise mit neuem Sinngehalt präsent bleibt.

Hans Waldenfels, Jesuit, stellt die entscheidende Frage:

***„Könnte sich hinter dem Wort ‘Gott’ nicht die offene Weite der vollen Wahrheit
des Lebens verbergen?***

Was wir brauchen, ist Mut, uns auf die ungesicherte offene Weite einzulassen, die alle Grenzen und Beschränktheiten sprengt.“

(Hans Waldenfels, Aus sicherem Milieu ins Offene, in: J. Roeser, Mein Glaube in Bewegung. Stellungnahmen aus Religion, Kultur und Politik, Herder, Freiburg 2008, S.47f.)

Ich beginne meine Ausführungen mit einer humoristischen Erzählung:

Nasrudin

Hodscha Nasreddin ist der Name des prominentesten Vertreters humoristisch-prosaischer Geschichten im gesamten türkisch-islamischen Raum. Es wird angenommen, dass er im 13./14. Jahrhundert in Anatolien gelebt hat. Von ihm wird erzählt:

Jeden Tag ging Nasrudin mit seinem Esel über die Grenze, die Lastkörbe hoch mit Stroh beladen.

Da er zugab, ein Schmuggler zu sein, durchsuchten ihn die Grenzwachen immer wieder. Sie machten Leibesvisitationen, siebten das Stroh durch, tauchten es in Wasser und verbrannten es sogar von Zeit zu Zeit.

Unterdes wurde Nasrudin sichtlich wohlhabender.

Schliesslich setzte er sich zur Ruh. Jahre später traf ihn einer der Zollbeamten.

„Jetzt könnt Ihr mir es ja verraten, Nasrudin, was habt ihr damals geschmuggelt, als wir Euch nie etwas nachweisen konnten?“

„Esel“, antwortete Nasrudin.

Warum beginne ich mit dieser Schmugglergeschichte?

Nun – es geht mir in den folgenden von mir ausgesuchten Texten in Bezug auf das, was mein Leben letztlich prägt, nicht um einzelne Schönheitskorrekturen, sondern um das Ganze meiner Lebensphilosophie –

so wie es Nasrudin nicht um die einzelnen Strohsäcke ging, sondern um den Tragesel selbst.

Nora Schleich, die neu ernannte Direktorin der *ErwuesseBildung*, hat in einem Zeitungsartikel gefragt:

„Was braucht der Mensch – und warum braucht er immer mehr?“

(d'Lëtzebuurger Land 21.04.2023)

„Die Fähigkeit zu konsumieren ist ein zentrales Statussymbol einer erfolgreichen Gesellschaft im 21. Jahrhundert. Kaufen, Sammeln, Reisen, Besitz – ist da noch Platz für das fundamental Menschliche? (...)“

Wollen wir wissen, was der Mensch grundsätzlich zum Leben braucht, dann müssen wir zunächst wissen, was der Mensch eigentlich ist. Der Mensch ist seit jeher Gegenstand philosophischer Untersuchungen, zentral für das Denken ist der Denkende. Von der Spätantike über das Mittelalter bis in die jüdisch-christliche Tradition hielt sich die alttestamentliche Annahme, dass der Mensch ein Geschöpf Gottes sei. Mit dem Aufstieg der Moderne und den säkularen Bewegungen erodierte diese Deutung. Die seit der Antike bestehende „andere“

außermenschliche Kategorie, das Tier, musste zum Vergleich herhalten, wenn das Göttliche nicht mehr als Bezug dienen konnte. So wurde der Mensch als „Bios“ mit dem, was ihn mit dem tierischen „Bios“ vereinte oder von diesem trennte, diskutiert. Biologisch bestimmt sind wir durch unser Geboren-Sein, dadurch, dass wir wachsen und sterben, durch unseren Körper und dessen Nöte: Hunger, Durst, Müdigkeit und Fortpflanzung. Die Frage, die sich bald stellt: Sind wir denn bloßes Tier? Die Bedürfnisse des Menschen sind in dieser Hinsicht deutlich: Nahrung, Wasser, Unterkunft, Schlaf ... Aber ist dies alles?”

“Aber ist dies alles?”

Diese Frage lässt mich nicht zur Ruhe kommen. Sie gibt mir seit langem zu denken. In Meister Eckharts Kommentar des Johannes-Evangeliums heisst es:

Man mag noch so viele Spiegel vor eines Menschen Gesicht oder Antlitz halten, sie spiegeln (alle) ein und dasselbe Antlitz wider:

so sind auch alle Gerechten und jeder einzelne durchaus und schlechthin durch dieselbe Gerechtigkeit gerecht;

sie werden von ihr gebildet, überbildet und in dieselbe verwandelt.

Denn sonst wären sie nicht in demselben Sinne gerecht,

aber auch kein Gerechter wäre wahrhaft gerecht, wenn die Gerechtigkeit an sich eine andere wäre als die im Gerechten.

(Expositio Sancti Evangelii Secundum Iohannem, Kohlhammer Verlag, Stuttgart 1994, Nr. 120, S. 104.)

Es gilt zu bedenken:

... kein Gerechter wäre wahrhaft gerecht, wenn die Gerechtigkeit an sich eine andere wäre als die im Gerechten.

Eckharts Predigten

stimmen nicht ein auf einlullende Besinnlichkeit,

sie sind vielmehr Provokationen,

sie fordern ein radikales Umdenken.

In Predigt 26 verglich er einmal sein Vorgehen mit scharfen Muskatnüssen, nach deren Verzehr man hinterher etwas trinken müsse. (MEW Bd.I, S.301)

Kurt Flasch (geboren am 12. März 1930 in Mainz) ist ein deutscher Philosoph, Autor und Philosophiehistoriker, spezialisiert auf die Philosophie der Spätantike und des Mittelalters. Unter anderem befasste er sich eingehend mit den Werken von Augustinus von Hippo, Dietrich von Freiberg, Meister Eckhart und Nikolaus von Kues.

Er hat sich wiederholt mit dem **Thema ‘Gott - Gerechtigkeit’ bei Meister Eckhart** auseinandergesetzt:

Predigt 6 *Iusti vivent in aeternum / Die Gerechten werden ewig leben*

In: Lectura Eckhardi II, hg. Von Georg Steer und Loris Sturlese, Kohlhammer Verlag, Stuttgart 2003, S.29-51.

Predigt 39 *Iustus in perpetuum vivet* / *Der Gerechte lebt in Ewigkeit*

In: Lectura Eckhardi III, Stuttgart 2008, S.33-50.

Beide Predigtcommentare wurden erneut aufgenommen in: Kurt Flasch, Studien zu Meister Eckhart, Vittorio Klostermann Verlag, Frankfurt/M. 2022, S.333-368.

In Eckharts deutscher Predigt

über den Bibelvers ***Iusti vivent in aeternum (Sap. 5,16)*** heisst es:

Den gerechten Menschen ist es so ernst mit der Gerechtigkeit, dass, wenn Gott nicht gerecht wäre, sie nicht die Bohne auf Gott achten würden. (...)

Wer die Gerechtigkeit liebt, nimmt in ihr so festen Stand, dass, was er liebt, sein Sein ausmacht: nichts kann ihn von ihr abziehen, auf nichts anderes achtet er.

Unser Bibelspruch klingt primitiv und gewöhnlich. Kaum jemand begreift, was in ihm liegt, und doch ist er wahr. Wer den Unterschied begreift zwischen der Gerechtigkeit und dem Gerechten, der begreift alles, was ich sage.

(Predigt 6, *Iusti vivent in aeternum*, MEW I, S.79f)

Kurt Flasch kommentiert:

“Eine der entschiedensten Äusserungen Eckharts über seine Absicht.

Er spricht ausdrücklich von seinem Gesamtwerk;

er macht keinen Unterschied zwischen lateinischen und deutschen Texten.

„Unterschied“ bedeutet hier: das genaue Verhältnis.

Wer begriffen hat, was den Gerechten und die Gerechtigkeit unterscheidet, also von welcher Art ihr Verhältnis ist, der habe alles begriffen, was Eckhart sagt. (...)

“Eckhart sagt, wie er ‘Gott’ gedacht haben will:

Gott ist das, was höchste Kriterien der Vernunft erfüllt. Er muss gerecht sein.

Erst „Gerechtigkeit“ gibt dem volkssprachlichen Ausdruck ‘Gott’ genauen Sinn.

Erst durch sie gewinnt Gott Anerkennbarkeit, Anerkennungswürdigkeit.

Eckhart sagt das mit unnachahmlicher Schroffheit:

Wäre Gott nicht gerecht, würde ich nicht die Bohne auf ihn achten.

Sein Hörer soll das Wort ‘Gott’ denkend füllen,

es herausnehmen aus der gewöhnlichen Rede und aus bloss bildhafter Verwendung.

Gott gehört nicht zu dem, was es alles gibt, auch nicht als dessen Spitze.

Die Vernunft muss durchbrechen zu dem wahren Gehalt der Vokabel ‘Gott’:

Und der ist: Gerechtigkeit.” (S.54)

Dem gerechten Menschen tut die Gerechtigkeit so not, dass er nichts anderes lieben kann als die Gerechtigkeit. Wäre Gott nicht gerecht, er würde nicht auf Gott achten, - wie ich schon öfters gesagt habe. (...)

Der gerechte Mensch liebt an Gott weder dies noch das; und gäbe ihm Gott seine ganze Weisheit und alles, was er ausserhalb seiner selbst zu bieten vermag, er würde es nicht beachten, und es würde ihm nicht schmecken; denn er will nichts und sucht nach nichts, da er kein Warum kennt, um dessentwillen er etwas täte (...)
und so, wie das Leben um seiner selbst willen lebt und kein Warum sucht, um dessentwillen es lebe, so auch kennt der Gerechte kein Warum, um dessentwillen er etwas tun würde.

(Pr. 41, *Qui sequitur iustitiam*, MEW I, S.439)

“Viele Menschen verlieren sich im Vielerlei; aber wenn die Seele ihr Leben auf die Gerechtigkeit gründet, dann wird sie einheitlich und wird zur Gerechtigkeit. Die Gerechtigkeit ist ihr Gott, ein lebendiger, nicht bloss ausgedachter Gott. Das Eintreten der Seele in die Gerechtigkeit heisst metaphorisch die Geburt Gottes in ihr. Nicht diese Metapher ist wesentlich, sondern die Einsicht in die Selbstformbarkeit der Seele, sozusagen ihre Plastizität, und in **das Identischwerden des Gerechten mit der Gerechtigkeit**.

Wer das eingesehen hat, hat alles eingesehen, was Eckhart sagen will.” (S.55)

“Es gibt bis heute Christen, die nichts dabei finden, Gott ihren ‘Herrn’ zu nennen. Genau das konnte Eckhart nicht.

Auch Augustin hatte von Gott gesagt, er sei ihm innerlicher als er sich selbst, interior intimo meo.”

Aber Eckhart geht weiter. Gott und ich, wir sind eins.

Es gibt bis heute Theologen, die das Eigentümliche ihres Christentums in der Zukunftserwartung sehen.

Eckhart dachte anders: **Die Gerechtigkeit ist jetzt im Gerechten**. Wie könnten wir irgendetwas Wahres sagen, wenn die Wahrheit erst in Zukunft bei uns wäre? Dann wäre die Gegenwart nur Mittel zum Zweck.

Eckhart brach mit dem Denkschema von Mittel und Zweck. Daher auch die konsequente Endzeitlichung:

Jetzt, nicht erst in der Zukunft, haben wir das Leben. Dass wir lernten, es ohne Warum zu leben, dazu hat er gepredigt. Das jedenfalls sagt er in Predigt 6.”

(Kurt Flasch, Studien zu Meister Eckhart. Vittorio Klostermann Verlag, Frankfurt/M. 2022, S.351)

In seinem Kommentar zu Predigt 39 *Iustus in perpetuum vivet* schreibt Flasch:

“Insgesamt wendet die Predigt sich gegen die Abtrennung der religiös-rituellen Praxis von der intellektuellen und sittlichen Erneuerung. Sie anerkennt das Gottesverhältnis nur

als ein Zurückgehen in den eigenen Grund,

als bewusstes und wollendes Heraustreten aus Zweckbeziehungen,

als Sichidentifizieren mit der "Gerechtigkeit",
als Erreichen der "Seligkeit des Geistes" aufgrund einer Selbstbewegung des
Menschen in seinen Grund,
die sich nicht auf autoritative Botschaften gründet, nicht auf Glaubensgehorsam,
sondern auf die Selbstdurchsichtigkeit der "Weisen", die sich selbst finden, indem
sie wissend und liebend über sich hinausgehen in ihren immanenten Grund."
(ibidem S.368)

Hier liegt eine Korrektur des vorstellungsgebundenen Gottesbildes der Zeit vor.

"Eckhart denkt Gott präzise als Wahrheit, Gutsein, Gerechtigkeit.
Nicht die volkstümliche Vorstellung von Gott,
auch nicht die spätscholastische Theologie der göttlichen Allmacht,
sondern die Reinigung des Gottesbewusstseins durch Kriterien war nach Eckhart
der erste Schritt."

Man muss das Wort 'Gott' umschreiben lernen:

In einer Zeit schulmässiger Verfestigung der Terminologie empfahl Eckhart die
Variation.

"So lernt man Eckhart verstehen, wenn man statt "Gott" sagen lernt:

das Sein,
das Leben,
das Denken,
die Gutheit,
die Wahrheit,
die Gerechtigkeit."

(Kurt Flasch, *Kampfplätze der Philosophie*. Grosse Kontroversen von Augustin bis Voltaire, Vittorio
Klostermann Verlag, Frankfurt/M. 2008, S.223.)

In seinem Kommentar zum biblischen 'Buch der Weisheit' gibt Eckhart zu
bedenken:

*Bei der Auslegung und beim Verständnis vieler Fragen ist oft die Vertauschung
der Begriffe sinnvoll, besonders beim Göttlichen. Was nämlich bei dem einen und
unter dem einen Wort sich dunkel verbirgt, ist unter einem anderen Wort klar und
einsichtig, wie im vorliegenden Fall, Gott sei das Sein in allem und überall.*

(Loris Sturlese (Hrsg.), Meister Eckhart: Studienausgabe der lateinischen Werke, Kohlhammer Verlag,
Stuttgart 2018, Band 2, S.347, Nr. 142)

Nach diesen Erklärungen wird das Anfangs-Statement wohl etwas verständlicher:

Ein gerechter Mensch bedarf Gottes nicht.

Was ich habe, dessen bedarf ich nicht.

(Predigt 62; MEW I, S.659)

Es ist mir aufgefallen, dass Kurt Flasch diese Aussage, die wie ein Geistesblitz klingt, nirgends erwähnt. Sie steht allerdings wie ein Geistesblitz ganz unerwartet, ausserhalb des Gesamtkontextes, in der Predigt 62. Sie kondensiert in ein paar markanten Worten, um was es eigentlich geht.

Das II. Vatikanische Konzil hat in seiner
ERKLÄRUNG

NOSTRA AETATE

ÜBER DAS VERHÄLTNIS DER KIRCHE ZU DEN NICHTCHRISTLICHEN RELIGIONEN
das Göttliche in einer offenen Formulierung wie folgt umschrieben:

Was ist jenes letzte und unsagbare Geheimnis unserer Existenz, aus dem wir kommen und wohin wir gehen?

Nach diesen eher theoretischen Überlegungen möchte ich abschliessend ein Zeugnis hoher Mystik zitieren. Der Text wird bei einer ersten Lektüre befremdlich wirken. Aber von hohen Dingen lässt sich nur in hohem Ton berichten.

Hadewijch d'Anvers (13ième siècle)

*Ce que l'homme appréhende dans la connaissance nue de haute contemplation,
cela est grand assurément, -
et n'est rien si je compare ce qui est saisi à ce qui fait défaut.*

*Ceux dont le désir pénètre toujours plus avant dans la haute connaissance sans
parole de l'amour pur,
trouvent aussi la déficience toujours plus grande,*

*à mesure que leur connaissance se renouvelle sans mode dans la claire
ténèbre,
dans la présence d'absence...*

*et là, chose simple lui est révélée,
qui ne peut l'être: le Rien pur et nu.*

*C'est en cette nudité que se tiennent les forts,
à la fois riches de leur intuition et défaillants dans l'insaisissable.*

*Entre ce qui est saisi et ce qui fait défaut, il n'y a point de mesure,
et nulle comparaison n'est possible:
c'est pourquoi ils se hâtent, ceux qui ont entrevu cette vérité, sur le chemin obscur,
non tracé, non indiqué, tout intérieur.*

*A cette déficience, ils trouvent un prix suprême, elle est leur joie la plus haute.
Et sachez que l'on n'en peut rien dire,*

*sinon qu'il faut écarter le tumulte des raisons, des formes et des images,
si l'on veut de l'intérieur, non pas comprendre, mais connaître ceci.*

*Ceux qui ne se dispersent point en d'autres oeuvres que celle ici décrite,
reviennent à l'unité dans leur Principe,
et cette unité qu'ils possèdent est telle,
que rien de tel ici-bas ne peut se faire de deux êtres.*

*Dans l'intimité de l'Un, ces âmes sont pures et nues intérieurement,
Sans image, sans figure,
comme libérées du temps, incréées,
dégagées de leurs limites dans la silencieuse latitude.*

*Et ici je m'arrête, ne trouvant plus ni fin ni commencement,
ni comparaison qui puisse justifier les paroles.*

*J'abandonne le thème à ceux qui le vivent:
si pure pensée blesserait la langue de qui voulût en parler.*

(Hadewijch d'Anvers, *Ecrits mystiques des Béguines*, Editions du Seuil, Paris 1954, p.157-159)

Michel de Certeau beschliesst seine Ausführungen zur Mystik in ***La fable mystique*** mit den Worten:

Hadewijch décrit ces marcheurs qui traversent l'histoire, en quête de ce qui leur est advenu:

*Ils se hâtent, ceux qui ont entrevu cette vérité,
sur le chemin obscur,
non tracé, non indiqué, tout intérieur.*

Est mystique celui ou celle qui ne peut s'arrêter de marcher et qui, avec la certitude de ce qui lui manque, sait de chaque lieu et de chaque objet que ce n'est pas ça, qu'on ne peut résider ici ni se contenter de cela.

Le désir crée un excès. Il excède, passe et perd les lieux. Il faut aller plus loin, ailleurs.

Il n'habite nulle part. Il est habité, dit encore Hadewijch, par

*un noble je ne sais quoi,
ni ceci, ni cela,*

qui nous conduit, nous introduit et nous absorbe en notre Origine.

(*La fable mystique*, xvi-xvii siècle, Gallimard, Paris 1987, p.416)